



Feuilleton

Nachdruck verboten.

Bis zum Tod getreu.

Nach dem Leben erzählt von Anni Clo.

„Nein, Herr von Düren, es darf, es kann nicht sein. Haben Sie an die Zukunft gedacht?“

„Edith, ist das Ihr letztes Wort, darf denn nicht Ihr Herz sprechen, kann man nicht einmal die Vermunft in den Hintergrund treten lassen? Das Leben ist so kurz, bietet so viel Leid, soll man da nicht das Glück erfassen, wo es sich uns zeigt? Wohl habe ich lange mit mir gerungen und gekämpft, denn ich sagte mir, daß Ihr Vater nicht so leicht seine Zustimmung zu Ihrer Heirat mit einem armen Leutnant geben würde, und doch, Ihr Glück sagt es mir, daß meine Neigung nicht unerwidert blieb, jede Minute unseres Beisammenseins befeuerte mich darin, und darum Edith will ich es wagen, will den Kampf aufnehmen, um Sie zu erringen!“

Leuchtenden Auges blickt das schöne junge Mädchen zu dem stattlichen Offizier auf, beglückt beugt er sich zu ihr nieder, und in stummem Kusse drückt sich alles aus, was beider Herzen seit langer Zeit, bisher uneingesprochen, für einander fühlten. Minutenlang ruht sie in feeller Vergessenheit an seiner Brust, als der Ruf ihres Namens sie jäh aus dem kurzen Liebestraum erwachen läßt.

Freiherr von Düren verläßt, nachdem ihm Edith ein paar Worte zugeflüstert, den Wintergarten und tritt in den Salon zurück, aus welchem soeben Herr von Wapen schreitet, nachdem er zurückblickend, befriedigt lächelnd die große Zahl seiner Gäste überschaut hat. Ja, diese Feste sind berühmt, die höchste Aristokratie versammelt sich in seinem Hause. Im nächsten Augenblick steht er seiner Tochter gegenüber.

„Edith, Graf Gyring bittet um den Vorzug, Dir vorgestellt zu werden. — Meine Tochter Edith, — doch Sie verzeihen, bester Graf, ich muß Sie jetzt verlassen, Sie wissen ja, Hausherrpflichten!“

Die Weiden sind allein! Graf Gyring reicht Edith den Arm und führt sie durch den Wintergarten; ist es Zufall, daß er gerade auf dieselbe Nische zuschreitet, in welcher vor wenigen Minuten Ernst von Düren ihr seine Liebe gestanden? Edith fühlt sich ermattet, ihr Herz klopt heftig, ihre Gedanken weilen bei Düren, sie achtet nicht der Worte, die der Graf an sie richtet. Dieser glaubt sich am Ziel seiner Wünsche, gab ihm doch Herr von Wapen zu verstehen, daß er nichts gegen die Heirat mit dem Nomen Edith von Wapen in „Gräfin Gyring“ einzuwenden hätte!

Edith denkt daran, daß diese selben Palmen, unter denen sie jetzt sich niedergelegt, noch vor Kurzem Zeugen ihres jungen Liebesglückes gewesen, sie will hinsortieren, doch die Hand des Grafen hält sie zurück. Leidenschaftliche Liebesworte ertönen dicht an ihrem Ohr, — sie ist unfähig zu antworten, eine lähmende Angst hat sie gepackt — sie bemerkt es nicht, daß zwei brennende Augen durch die verbergenden Palmen blicken, daß ein Gesicht in bitterem Weh verzerrt, sich gewaltsam dann abwendet.

Nach sich Edith, wie betäubt, ohne sich rühren zu können, neben dem Grafen. Da tritt ihr Vater hinzu, Triumph blitzt aus seinen Augen:

„Herr von Düren will sich verabschieden“.

Da kommt Leben in ihre Gestalt, sie schaut auf, doch — ist das ihr Ernst? Diese eiskalte Hand, die er ihr bietet, dieselbe, die noch vor einem kurzen Weichen die ihre mit festem Druck umschlossen hielt? Ihr Herz krampt sich zusammen in stummem Weh und sie vermag nur die Worte zu sagen:

„Adieu, Herr von Düren“.

Noch ist sie wie von einem Traum umfungen — ein förmliche Verbeugung, und der junge Offizier verläßt den Wintergarten.

Wie er nach Hause gekommen, er wußte es selbst nicht. Vor seinem Schreibtisch sank er wie gebrochen auf den Stuhl zurück.

„Was ist aus mir geworden, ich, der ich in der Erfüllung des Dienstes meine Befriedigung fand, dem der Gedanke an Liebe bisher fern geblieben war, wie ist es möglich, daß ich mich von derselben jetzt so hinreißen lassen kann? Ja, wie konnte ich es wagen, meine Augen zu der reichen Erbin des Baron von Wapen zu erheben, und doch — liebt mich Edith nicht? Ja, tausendmal ja — aber warum floh sie nicht diesem hübschen Grafen, warum erhörte sie seine heißen Liebesworte, die mir wie Dolchstöße ins Herz drangen? Warum?“

Er mußte fort, er wollte vergessen, es war alles ein Traum gewesen. Edith hatte sich nur vom Augenblick hinreißen lassen, sie liebte ihn ja nicht!

Schon am nächsten Morgen wollte Düren den Kommandeur um seine Vergebung bitten. Früh hatte er sich erhoben, als auch der Bursche ihm ein großes Schreiben überreichte. Er erdrückt es, traut er seinen Augen: „Laut Allerhöchster Kabinettsordre unter Beförderung zum Premier-Leutnant, in das D. Infanterie-Regiment“.

„Ist's möglich, so wurde ihm sein Wunsch erfüllt, nach dem er sich so gelehnt. Doch würde er den Abschied ertragen können? Jetzt fühlte er erst, wie tief, wie innig er Edith liebte. Doch nein, er durfte nicht weich werden — war sie überhaupt dieser hohen Liebe würdig? —

Die dienstlichen Meldungen waren bald erledigt, die Abschiedsbesuche beendet — sollte er Edith noch einmal sehen, würde er standhaft bleiben? Ja, er mußte sie noch einmal sehen, wer weiß, vielleicht zum letzten Mal!

Düren ist gemeldet. „Die Damen lassen bitten“. — Er tritt ein, hofft Edith allein zu treffen. Da, ist es möglich, neben ihr sitzt Graf Gyring, welcher sich jetzt mit höflichem Gruße erhebt. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, also doch, Graf Gyring hat in diesem Hause schon das Recht, den abwesenden Hausherrn zu vertreten! Hätte er Edith jetzt angesehen, so hätte er merken müssen, wie sie sich in stillem Weh verzehrte, um ihn, um ihre Liebe bangte! Er sah sie nicht, nur das triumphierende Gesicht ihrer Mutter, nun mußte er, sie war für ihn verloren — für immer! Einige kalte förmliche Worte des Abschiedes und des Dankes für die in dem Hause genossene Gastfreundschaft, eine stumme Verbeugung vor Edith und dem Grafen und Düren verläßt den Salon.

„Oh wie herrlich ist heute das Feuerwerk, sehen Sie nur die Fontäne, wie sie in rother und grüner Farbe aufsprüht, ist das nicht reizend“, so plaudert Miß Maud fröhlich zu ihrem Begleiter. Da er nicht gleich antwortet, schaut sie fragend zu ihm auf: „Heute sind Sie garnicht nett, Herr von Düren, die bösen Falten auf Ihrer Stirn wollen garnicht weichen“.

Ja, war das noch derselbe Ernst von Düren, dessen Mund jetzt solch müdes Lächeln umspielt? Seit er damals Edith und den Grafen Gyring gesehen, war es ihm, als sei für ihn o' Lebensfreude geschwunden. Ob es je anders würde? Er hatte gehofft, Mauds fröhliche Geplauder, das heitere kindliche Wesen würde ihn aus seinen Erinnerungen reißen, umsonst! Vor 14 Tagen hatte er Miß Maud und ihre Mutter kennen gelernt, war seitdem täglicher Begleiter der Damen geworden, that ihm doch dieser Verkehr so wohl!

Das Feuerwerk hatte sein Ende erreicht. Düren hatte Maud seinen Arm geboten, um sie zu ihrer Mutter zurückzuführen. Seine Augen glitten über die Menge, die plaudernd und lachend vor dem Musikzelt promenieren. Da — ist es möglich, geht dort nicht Edith mit ihrer Mutter? Ja, er konnte sich nicht täuschen, soeben fiel der volle Schein einer elektrischen Lampe auf ihr Gesicht. Schien es ihm nur so, oder war sie wirklich erblüht, als sich soeben ihre Blide trafen? Miß Maud bemerkte sein plötzlich verstörtes Wesen, sie folgt der Richtung seiner Augen und sieht die hohe schöne Mädchengestalt, und ihr Herz zieht sich zusammen in einer eiferfüchtigen Regung. Doch war sie nicht thöricht, was geht sie jenes Mädchen an, hatte sie ein Recht, Dürens Thun zu beurtheilen? Ja, tausendmal ja, denn sie liebte diesen Mann, in diesem Augenblick war es ihr klar geworden, als ihr die Angst um seinen Verlust (Ihr) das Herz zusammenschürzte. Stodend bittet sie Düren, sie zu ihrer Mutter zu führen. Wartet er nicht, was in ihr vorgeht? Hätte er ihr in die Augen geschaut, so hätte er in ihnen das süße Geheimniß gelesen, dann hätte er gewußt, daß dieses junge Menschenherz ihm in heißer Liebe entgegen schlug. Doch er achtete ihrer kaum, seine Augen suchten dergestalt Ediths hohe Gestalt, sie war im Gedränge verschwunden. Es hielt ihn nicht länger, lächlig verabschiedet er sich von den Damen — er mußte allein sein, allein mit seinen Gedanken.

Wie es in ihm wogte und stürmte. Er hatte geglaubt, diese Reigung überwunden, alles vergessen zu haben — ein einmaliges Sehen hatte alle Erinnerungen wieder heraufbeschworen, und die Liebe, die er todt glaubte, flammte noch heißer, noch verlangender in ihm auf! Doch warum war es nicht ein reines Glückgefühl, was sein Inneres durchglühte, war es ihm nicht, als ob Mauds Augen ihn wieder so fragend ansehen wie vorhin, als ob — ja nun war ihm dieses Gefühl klar, er wurde geliebt, jetzt verstand er das junge Mädchen, welches ihm die erste glühende Liebe ihres reinen Herzens entgegenbrachte! Doch sofort war er sich bewußt, daß er diese Liebe nicht erwidern könne, denn jeder Hafer seines Herzens gehörte ja noch immer Edith! Mühte er diese Liebe nicht erwidern? Darfste es denn sein Stolz zulassen diejenige so heiß zu lieben, die ihn an sich gekettet hatte, um ihn dann fühlen zu lassen, daß ein armer Leutnant nicht zur reichen vielumwobenen Erbin emporkommen dürfe? Nein, er wollte standhaft sein, aber er durfte auch Mauds Liebe nicht annehmen, er durfte dieses junge Leben nicht an sich fesseln, er durfte sie nicht täuschen. Würde ihn nicht doch eines Tages, so wie heute, die Erinnerung übermannen, würde nicht vielleicht doch der Tag kommen, wo die Liebe zu Edith alles in ihm erstirben ließ, was ihm an Maud fesselte? Nein, er durfte es nicht! Er wollte fliehen, um in der Arbeit, dem Dienste die Ruhe, das Vergessen zu suchen.

In dieser Nacht fanden seine Augen keinen Schlaf. Als er am nächsten Morgen in den Speisesaal kam, fand er neben seinem Couvert einen Brief, welchen ein Diener vorher für ihn abgegeben hatte. Mechanisch öffnete er den Umschlag — sieht er recht, es ist Ediths Schrift, es schwirrte ihm vor den Augen, er hatte Mühe, die wenigen Zeilen zu lesen:

„Seien Sie um 5 Uhr an dem Säulengang der Kunstausstellung, ich muß Sie sprechen.“

Wie ergriffen ihn diese Zeilen! Sollte er die Versuchung fliehen, sollte er hingehen? Ja, er wollte Mann sein, wollte ihr zeigen, daß ein Weib dem Manne wohl alles nehmen kann: Glück, Ruhe, Frieden, nur eins nicht — seinen Stolz! Die Stunden waren ihm noch nie so endlos lang erschienen wie heute. Schon eine Weile vor der festgesetzten Zeit befand er sich an dem spärlich erleuchteten Gange. Was würde sie ihm zu sagen haben, sollte er nochmal aus ihrem Munde hören, daß sie ihn darrathen hatte, daß sie sich vom Augenblick hätte hinreißen lassen, daß ihre Liebe jenem Grafen gehöre.

Plötzlich wird er aus seinen Gedanken aufgeschreckt, als eine Stimme zaudernd seinen Namen ruft — ja, ist es nicht Edith, die sich ihm an die Brust lehnt und ihm unter Thränen süße Liebesworte zuflüstert! Es war kein Traum, er hielt sie in seinen Armen, und alles was er bisher unterdrückt, jetzt drängt es sich über die Lippen, trunken von Glück und Wonne sagt er ihr, wie stark, wie unendlich groß seine Liebe zu ihr, wie er diesen Moment herbeigesehnt in vielen schlaflosen Nächten. Noch traurig neigt sie das Haupt.

„Ernst, es ist ein Abschied, den ich von Dir nehme. Noch einmal mußte ich Dich sehen, einmal an diesem treuen Herzen ruhen. Verdamme mich nicht, ich bin schuldlos. Mit dieser Trennung begrabe auch ich alles Glück, alle Lebensfreude. Nur die Pflicht, die Kindesliebe bleibt in meinem Herzen zurück. So wisse denn, nur meinen Vater, meine Familie vor bitterer Schande zu bewahren, folge ich Jenem zum Altar, ihm, den ich habe wie ich Dich liebe, mit der ganzen Gluth meines Herzens! Und doch, ich muß Jenes Weib werden, frage mich nicht, erspare mir die Scham, glaube an mich und vergeiß! Leb wohl! Ich beschwöre Dich, laß mich gehen, ich muß es thun, wenn Du mich je geliebt, mache es mir nicht noch schwerer, vergeß und vergieß!“

Düren erwacht wie aus tiefem Schlaf, war das Wirklichkeit, ein Traum gewesen? Nein, noch fühlt er ihre Kisse auf seinen Lippen brennen, seine Schläfen hämmern, er will der Entschenden nachsehen, sie zurückrufen und ihr sagen, daß er nun, da er sich von ihr so geliebt weiß, nicht mehr von ihr lassen kann, daß sie die Seine werden müsse um jeden Preis! Doch wie gebannt steht er noch auf demselben Fleck. Zu spät, zu spät, er ist allein.

Gebrochen an Leib und Seele kehrt er schleppenden Ganges nach Hause. Was war aus dem blühenden jungen Menschen geworden? Um Jahre gealtert, in seinen Hüften war jener stumme Schmerz eingegraben, der still entlagend das größte Leid zu tragen weiß. Am nächsten Tag reiste Düren zu seinem neuen Regiment.

Die Hochzeit des Grafen Gyring mit der schönen Edith von Wapen war fürstlich gefeiert worden. Die ganze Stadt sprach darüber. Daß Edith blaß und vergrämt aussah, daß sie ihre ganze Willenskraft zusammen nehmen mußte, als sie vor dem Altar das Gelübde that, hatte Niemand bemerkt, es war so vielerlei zu sehen, wie glücklich glaubte man sich an der Seite des schönen stolzen Mannes, dessen Auge triumphierend über die Menge schweifte! —

Ein Jahr war vergangen. Wirklich, war es schon ein Jahr, seit sie die Frau dieses Mannes geworden? Warum konnte sie den kurzen Traum des Glückes nicht vergessen, warum lehrte sie die Erinnerung wieder, die ihr das Leben zur Last machte? Ihr Herz krampte sich zusammen beim Gedanken an jene kurzen Minuten, an ihre heiße Liebe zu jenem Mann, dem sie nie angehören durfte, dessen Lebensglück sie zerstört hatte. Sie wußte das, denn sie weiß, wie sehr er sie geliebt. Was war aus ihm geworden, nie mehr hatte sie etwas von ihm gehört. Lebte er noch, war er todt? Ach wie sehnte sie sich nach der Ruhe, dem Frieden! So lag sie oft stundenlang in tiefes Sinnen verloren, theilnahmslos in ihrem Sessel. —

Tiefe Stille herrschte in dem eleganten Gemacht, nur ab und zu von der Stimme ihres Gatten unterbrochen, der die Zeitung lesend in ihrer Nähe saß. Wie, hörte sie recht:

„In blutigem Gefecht am 4. August starb Leutnant von Düren, welcher erst vor kurzem zur Schutztruppe übergetreten war, den Heldentod. Wir verlieren in ihm —“

Graf Gyring blickt erschrocken auf, ein fürchtbarer Anblick bietet sich seinem Auge. Edith war vom Sessel gegliitten, die Hand auf das Herz gepreßt lag sie am Boden, ihrem Munde entquoll ein Huststrahl, noch ein Pufen geht durch ihre Glieder, sie neigt den Kopf zurück — ihre Seele ist nicht mehr unter den Lebenden. So hatte der Tod die Weiden vereint, die das Geschick getrennt hatte!



Große Auswahl eleganter Damen-Confection!

Billige Preise!

Gute Verarbeitung!

Jackets in schwarz und farbig

von Mk. 12.⁵⁰ an.

Frauen-Paletots in allen Preislagen

auch für die stärkste Dame — stets vorrätzig.

„Specialität der Firma“!

7576

Meyer-Schirg, Kranzplatz.

Kohlen

Alle Sorten Kohlen, Anthracit, Briketts, Gasfoks, Pal-Koks für Centralheizung, sowie Brenn- u. Anzündholz

empfiehlt zu billigen Preisen

W. A. Schmidt,

(Inh. Perm. Baum)

Moritzstr. 23, Fernsprecher 226.

4961 Preislisten gerne zu Diensten.

Tanzkränzchen!

Zu dem heute, Samstag, den 27. d. Mts. stattfindenden Tanzkränzchen („Waldlust“, Platterstraße) laden wir Freunde und Gönner herzlichst ein.

789 0

Hochachtungsvoll

Die Tanzschüler des Herrn Max Kaplan.

— Eintritt frei. — — Anfang 4 Uhr. —



Ein Sittenbild. Die 17jährige Tochter eines in der Breitstraße zu Altona wohnenden Arbeiters zog es vor, anstatt fleißig zu arbeiten, sich auf den Tanzsalons umherzutreiben. Der Vater, ein ordentlicher Mensch, suchte diesem Treiben vergeblich Einhalt zu gebieten. Das leichtsinnige Mädchen fand bei der Mutter einen Rückhalt, welche erklärte, das Kind müsse sich ausleben und könnte auf diese Weise viel eher eine reiche Partie machen, als wenn sie arbeite. Mehrfach war das Mädchen, so wiffen die „Damb. N.“ zu erzählen, abends aus dem Fenster getippt und erst morgens in aller Frühe zurückgeführt. Um seine Tochter zu zwingen, im Hause zu bleiben, hatte ihr Vater abends die Kleider fortgenommen. Darüber wurde das Mädchen, und auch die Mutter sehr aufgebracht. Da der Mann nicht nachgeben wollte, fielen die beiden Weiber über ihn her und mißhandelten ihn in arger Weise. Die Ehefrau verfechtete ihm mit einem Feuererhalten einen Schlag über den Kopf, daß er bestunmungslos zu Boden stürzte. Als er sich nach einiger Zeit erholt hatte, waren die Mutter und Tochter verschwunden. Mühsam schleppte der Mißhandelte, der an der Stirn eine klaffende Wunde davongetragen hatte, sich nach dem Krankenhaus, um dort die Wunde zuzunähen zu lassen.

In den Verdacht, ein Einbrecher zu sein, gerieth dieser Tage ein Kriminalbeamter vom Berliner Polizeipräsidium. Ein früherer Versicherungsagent Josef Robert, der als einer der größten Wohnungseinbrecher eine Anzahl Jahre im Zuchthaus gefesselt hatte, wurde vor drei Wochen aus der Strafanstalt entlassen und bewarb sich nun vergeblich wieder um eine Agentur bei einer hiesigen Gesellschaft, die gegen Einbruch versichert. Bald nach seiner Abweisung begannen wieder Einbrüche nach Robert'scher Art. Der Kriminalkommissar, der ihn früher unschädlich gemacht hatte, ließ nun den Mann auf Schritt und Tritt beobachten. Sobald Robert ein Haus betreten und wieder verlassen hatte, hielt einer der Beamten Umfrage, ob jemand bestohlen worden sei, während andere den Verdächtigen weiter beobachteten. Viele Tage war die Mühe umsonst. Im Sábende führte sie schließlich zum Ziel. Robert war zehn Minuten in einer Villa gewesen, ohne daß ihm einer der Insassen bemerkt hatte. Als er sie wieder verlassen hatte, eilte ein Kriminalbeamter hinein, wies sich durch seine Marke aus, erhalte aber, wie so oft, die Auskunft, daß ein Einbruch nicht verübt sein könne. Erst eine Stunde später nahmen die Bewohner wahr, daß man sie doch bestohlen hatte, und machten schleunigst Anzeige bei der Polizei. Ihren Verdacht lenkten sie auf den Mann mit der Marke. Der, meinten sie, habe jedenfalls den Haupttäter „gebrückt“, indem er sich fälschlich für einen Kriminalbeamten ausgab. Als der Beamte wieder nach dem Präsidium kam, erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß er mittlerweile als Einbrecher signalisiert worden war. Ohne Zweifel hat er außer diesem Einbruch noch viel mehr auf dem Kerbholz.

Die Maulkörbe im Parlament. In Wien erschien dieser Tage in der Kanzlei des Präsidenten des Abgeordnetenhauses Grafen Wetter ein Mann mit einer Anzahl Maulkörbe, um sie beim Präsidium, das sie angeblich bestellt habe, abzuliefern. Auf die erhaltene Frage des Präsidenten, wer die Maulkörbe bestellt habe, entgegnete der Mann, der bei einer Maulkörbfirma bedienstet ist, daß die Bestellung am Tage zuvor mit einer Rohrpostkarte mit dem Beisügen für „Bullböggen geeignet“ erfolgt sei. Graf Wetter bedeutete dem Diener höflich, daß eine Bestellung dieser Art nicht gemacht werden sei.

Der Schatz des Einsiedlers. Eine außerordentlich seltsame Entdeckung von verborgenem Reichthum ist in Paris gemacht worden. Im Dezember 1901 wurde ein 63jähriger Junggeselle, M. Narcisse Thibaut, der in der Rue des Bouloungers wohnte, plötzlich vermißt. Er hatte nie Besucher empfangen. Man glaubte zuerst, er wäre auf Reisen gegangen; aber als die Zeit verging und er nicht wieder erschien, beunruhigte sich der Förstner und benachrichtigte den Wirth, der sich mit den Verwandten Thibauts in Verbindung setzte. Erst einige Wochen darauf wurde die Polizei von dem Verschwinden des alten Herrn in Kenntniß gesetzt, und am 22. Februar 1902 öffnete ein Beamter die Thür der Wohnung. In demselben Augenblick aber taumelte er entsetzt zurück, er knozt seinen Augen kaum trauen. Thibaut sah vor einer offenen Schublade, die er mit seinen Händen umspannte; in dieser Stellung war er vom Tode überrascht worden. Merkwürdigerweise war

der Körper vollkommen mumifizirt. Ein herbeigerufener Arzt, Dr. Proger, erklärte, in seiner ganzen Praxis wäre ihm kein ähnlicher Fall vorgekommen. Bekannt war jedoch, daß der Verstorbene nur von Milch, Thee und trockenem Kuchen gelebt hatte. Die erste Nachsicherung im Zimmer förderte nur Stöße von leeren Cigaretten- und Kuchenkisten, die er alle sorgfältig nummerirt hatte, zutage. Ein Brett hatte dem alten Mann als Tisch gedient. Schon war ein Armenjörg bestellt, da entdeckte man durch bloßen Zufall 300 Franken, jedoch Thibaut wenigstens das Armenbegräbniß erspart blieb. Nach 14 Tagen wurde eine gründliche Untersuchung vorgenommen, die erstaunliche Ergebnisse hatte. Unter dem Teppich und hinter alten Bildern fanden sich Summen im Betrage von 200,000 Franken. Weitere 250,000 Franken entdeckte man, als man ein nicht aufgeschchnittenes Exemplar einer französischen Uebersetzung des „Verlorenen Paradieses“ öffnete. Man fand noch andere geheime Schatzbehälter, und im ganzen ergab sich eine Summe von 1,400,000 Franken. In seinem Testament hinterließ Thibaut seinen Nichten einige unbedeutende Summen; das übrige soll der Direktor der englischen Gesellschaft der „Friedensfreunde“, deren Mitglied er war, erhalten. Sollte das Vermächtniß nicht rechtskräftig sein, so sollte ein Vetter ihn beerben, der sehr freundlich zu ihm war. Aber dieser Herr ist schon vor zwölf Jahren gestorben.

Ein Selbstmord-Salon. Folgende eigenartige Ankündigung hat Jules Huret, der Mitarbeiter des „Figaro“, wie er in einer Klauerei über amerikanische Weltsame erzählt, in einer Chicagoer Zeitung gefunden. „Um den Selbstmord zu erleichtern. — Salon, in dem die Lebensnerven nur auf einen Knopf zu drücken brauchen. Doktor Charles ist ein Spezialist für Nervenkrankheit. Während mehrerer Jahre hat er den Selbstmord studirt; er betrachtet ihn als eine unheilbare Krankheit. Ich bin nach Chicago gekommen, um den Selbstmord leicht, wenn nicht anziehend zu gestalten. Wir werden jetzt beständig durch die Entdeckung von Ertränkten in Seen und verstimelter Körper in den Parks beunruhigt. Es gibt augenblicklich Hunderte von Personen in dieser Stadt, die entschlossen sind, sich zu tödnen. Sie sind gezwungen, das schredliche Ende durch den Strich, den Revolver, die stärksten Gifte zu wählen. Ihnen ein weniger schredliches Ende zu verweigern, wäre unmenschlich. Darum beschäftige ich mich damit, ein Institut zu gründen, in dem der Tod rascher und weniger qualvoll erfolgt. Der Mann, der entschlossen ist, zu sterben, der keinen Ausweg sieht, kann in mein Etablissement kommen, sich in einen bequemen Lehnstuhl setzen, einen Knopf berühren und seine Seele ins Jenseits befördern.“

Die Raube der Stieftochter. Eine gräßliche Familientragödie hat sich in Kapstadt in dem Mount Nelson Hotel abgespielt. Ein bekannter Millionär namens Piet Marais dinierte allein an einem Tische im Speisesaale des Hotels. Von einem anderen Tische, an dem drei Damen saßen, erhob sich plötzlich ein junges Mädchen, lief auf Marais zu, wechselte einige erregte Worte mit ihm und zog ihm dann aus einer kleinen Flasche Vitriol in das Gesicht. Marais stöhnte furchtbar, erschreckte Hotelgäste liefen herbei, und es zeigte sich, daß Marais schwer im Gesicht verbrannt war. Die That war von der jungen Stieftochter des Sohnes Marais verübt worden. Der junge Marais hatte vor sieben Jahren gegen den Willen des Vaters eine Wittve mit einer kleinen Tochter geheiratet. Wegen dieser Heirat hatte der Vater dem Sohne alle Unterstützung entzogen und ihm wieder zu einer Scheidung geraten. Nicht nur die Gattin des jungen Marais, sondern auch ihre jetzt 13jährige Tochter waren über das Verhalten des Schwiegervaters sehr aufgebracht. Ein erregter Brief, den Piet Marais noch vor drei Tagen geschrieben hatte, scheint die Krisis herbeigeführt zu haben. Frau Marais wußte, daß ihr Schwiegervater im Mount Nelson Hotel dinierte. Sie ließ sich zusammen mit ihrer Tochter dort von einer Dame zum Diner einladen. Die Dame bemerkte, daß Fräulein Alteen Marais eine kleine Flasche bei sich hatte, diese sagte aber, es sei Nieselsalz für ihre Mutter darin. Während des Diners waren die beiden Damen merkwürdig erregt. Plötzlich sprang Fräulein Alteen Marais auf und beging die That. Frau und Fräulein Marais wurden sofort verhaftet und nicht einmal gegen Kaution freigelassen, obwohl sie in der besseren Gesellschaft in Kapstadt wohl bekannt sind. Piet Marais ist auf beiden Augen erblindet und wird vielleicht seinen Verletzungen erliegen.

Die Pest in Johannesburg greift um sich; man meldet 52 Fälle worunter 7 bei Kindern mit 38 Sterbefällen. Es herrscht eine große Panik; die Büge nach der Küste sind überfüllt und Alles, auch die Eingeborenen Schwarzen fliehen. Die Regierung verliert die Kassen festzuhalten, aus Furcht, daß sie die Epidemie über das ganze Land verbreiten werden. Es herrscht begründete Besorgniß, daß die Minenindustrie durch die Flucht der Arbeiter ganz zum Stillstand gebracht wird, umso mehr, als durch die Pest der Chinesen-Einfuhr zeitweilig gestoppt wird. Die sani-

tären Verhältnisse, welche unter der Burenregierung bei der schwarzen Bevölkerung immer gut waren, scheinen sich jetzt wesentlich verschlimmert zu haben, was wohl zurückzuführen ist auf das Annehmen von allen möglichen Arbeitsträften ohne vorhergehende Untersuchung auf ihre Gesundheit, damit nur der Minenbetrieb nicht zum Stillstande gezwungen war. Wahrscheinlich haben Aulis die Seuche eingeschleppt, welche bei der notorischen Unsauberkeit dieser Affiaten guten Nährboden gefunden hat.

Weiteres aus dem Gerichtssaal.

Das Wiener Extrablatt veröffentlicht aus dem Nachlaß seines unlängst verstorbenen Gerichtssaal-Berichterstatters Eduard Seidel folgende Schnurren:

Eines Tages, in einer langweiligen und ermüdenden Verhandlung, war es einem greisen Gerichtsbeisitzer widerfahren, daß er in einen leisen Schlummer versiel. Es war gerade ein Entlastungszeuge da, auf dessen Aussage der Verteidiger großen Werth legte, und wenn der Richter ihn nicht hörte, so konnte er diese Aussage auch nicht würdigen. „Herr Zeuge“, sagte der Verteidiger, „reden Sie nicht so laut, Sie werden ja den Herrn Botanien auf!“

Ein Pariser Verteidiger sagte, seine Klientin, Fräulein Z., welche sehr mager ist, sei für ihn eines von jenen Brettern, welche die Welt bedeuten.

„Dieser Angeklagte“, sagte der Verteidiger, ist von seinem Vater erbt worden, weil er bei dessen Tode der einzige in der Familie war, der noch nicht abgestraft worden ist. Heute hat er die Manen seines Vaters verlobt.“

Vorsitzender: Angeklagter, der Gerichtshof hat für Sie einen Verteidiger bestellt.“

Angeklagter: „Lassen Sie ihn wieder wegstellen!“
Verteidiger: „... Es ist allerdings wahr, daß mein Klient den Herrn Böglar „Doh“ titulirt hat, doch glaube ich, daß dies in Anbetracht der jetzigen hohen Rindfleischpreise keine so große Beleidigung ist!“

A.: „Wie konnten Sie nur dem Mayer Ihre Tochter zur Frau geben: der Mensch hat ja schon zwei Jahre im Gefängniß gefessen.“

B.: „Was Sie sagen! Dieser ... mir hat er gesagt, nur ein und ein halb Jahr.“

Benachrichtigung.

Um Irrtum vorzubeugen, die ergebene Mitteilung, daß zwischen dem bisher in meinem Geschäft thätigen Herrn **Adam Stauder** und mir Differenzen entstanden und seine Rechts-handlungen für mich nicht bindend sind. Abschlüsse von ihm und Zahlungen an ihn können nicht anerkannt werden.

Eishandlung H. Wenz,
Alleiniger eingetragener Inhaber der
Firma:
A. Leonhardt.

Geschäfts-Verlegung und Empfehlung.

Meiner werthen Kundschaf, verehrten Damen und Nachbarschaft zur Nachricht, daß ich mein Geschäft nach

Riehlstrasse 2, 1. Etage,
verlegt habe und halte mich in allen vorkommenden Arbeiten bestens empfohlen.
Achtungsvoll **J. Sieber,** Damenschneider.

Buß- und Scheuer-Artikel.

Schmug- u. Abseibbürsten zu 8, 10, 20, 25, 30, 50 Pf. u. höher. Parquettschrubber 7, 10, 12, 14 Rt.
Scheuerbücher zu 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50 und 60 Pf. Scheuerrohre, Dientwischer zc.
Fensterleder in prima Waare zu 15, 20, 30, 50, 75 Pf. 1. —, 1.20 1.50, 2. — Rt. zc.
Schrubber zu 15, 20, 25, 35, 50, 75 Pf. und höher. Klosettbürsten zu 20, 40, 50 Pf. und höher.
Bodensfen zu 50, 75 Pf. 1. —, 1.50, 2. —, 3. — Rt. Strahlenbesen zu 50, 75 Pf. 1. —, 1.50, 2. —, 3. — Rt. und höher.
Handseger zu 30, 50, 75 Pf. Parquettschrubber zu 1.50, 2. —, 4. — 6. — Rt. und höher.
Feine Schwämme zu 10, 20, 50, 75 Pf. Parquettschrubber zu 1.50, 2. —, 4. — 6. — Rt. und höher.
Feiner all Kinder, Bade- und Toiletenschwämme zc. Wagenschwämme, Auscherartikel zc.
Teppichbesen zu 50, 75 Pf. 1. —, 1.50 Rt. zc. Möbelbürsten zu 50, 75 Pf. 1. —, 1.50 Rt. und höher.
Federhänder zu 15, 25, 50, 75 Pf. 1. —, 1.20, 1.50, 2. — und höher, größte Auswahl. Fußbürsten zc.
Fuchsmatten zu 25, 30, 50, 75 Pf. 1. —, 1.20, 1.50, 2. —, 3. — Rt. und höher.
Wischbürsten zu 15, 25, 35, 50, 75 Pf. 1. —, 1.50, 2. —, 3. — Rt. und höher.
Kleiderbürsten zu 20, 30, 50, 75 Pf. 1. — bis 6. — Rt., große Auswahl, Teppichschrubber zc.

Ferner alle

Korb-, Holz-, Bürsten-, Siebwaaren, Toilette-Artikel, Ramm- und Hornwaaren, Wäscherei-Artikel, wie Waschkörbe, Waschlammern, Waschbürsten, Waschböcke, Waschbretter, Bügelbretter zc.

empfiehlt billigt in größter Auswahl

Michelsberg 7. Karl Wittich, Ecke Gemeindebadgäßchen.

Billigste Bezugsquelle für Hotels, Pensionen, Wiederverkäufer zc.

Alle Arten Küfer-Waaren

in allen Größen, wie:

Pflanzkübel,
runde und ovale
Waschbütten,
Brenken,
Zuber,
Eimer,
Butterfässer etc.



Neuanfertigung und Reparaturen in Küferwaaren.
Wäscherei-Artikel, wie Waschkörbe,

Berliner Brief.

Von H. Stibus.

Während verboten.

Der Streit der „Eisernen“. — Keine Techniker, sondern polizeiliche Besicht. — Ganswindt. — Hoffmann, der Ästhet. — Akademisch und praktisch. — Reform. — Hohe Paden.

Wiso wirklich — er hat gestreift! Der eiserne Vorhang nämlich. Was seit den etwas forzierten feuerpolizeilichen Vorsichtsmaßnahmen für Theater prophezeit worden war, ist eingetroffen. Während einer Vorbeugung im Metropol-Theater vor Beginn des dritten Aktes hob er sich nicht mehr in die Höhe und Direktor Schulz mußte bleichen Angesichts verkünden, daß die Vorstellung keinen Fortgang mehr nehmen könne. Ein übereifriges Theaterblatt, welches merkwürdigerweise trotz seiner notorischen Tendenz für die Interessen der Theater sich ganz auf die Seite der Feuerpolizei gestellt hat und noch stellt, begleitet diesen Vorgang mit der Waise, daß er nur Anlaß für Techniker sein möge, der Konstruktion und Tätigkeit des „Eisernen“ größere Beachtung zu schenken. Dieser Hinweis erscheint mir total falsch. Der eiserne Vorhang hat längst sein 25jähriges Jubiläum hinter sich und ist tatsächlich aus etwaigen konstruktiven Kinderkrankheiten heraus. Technische Tüfteleien werden einem Kettenbruch oder einer Schienenentgleisung nicht vorbeugen. Was dem „Eisernen“ so unendlich schade ist, ist die übertriebene polizeiliche Vorsicht, ihn vor der Vorstellung durch Herausziehen und Herunterlassen zu prüfen, während der Vorstellung ihn in den Pausen, je nach deren Anzahl, wieder herunterzulassen und wieder heraufzuziehen. Daß eine solche forcierte Bewegung eines so schweren Ungetüms seine Konstruktion außerordentlich angreift, kann sich jeder ohne technische Hilfe erklären. Keulich hat sich in einem anderen Theater ein anderer Vorfall ereignet. Während der Probe fiel aus dem Proszeniumsrahmen ein recht umfangreiches Stuhl Stück ab und sauste auf die vordere Bühne. Selbstverständlich hätte es jemanden treffen können. Aber eben so selbstverständlich hätte das Stück während der Vorstellung hinunterstürzen können. Die Folge davon — keine Panik. Ursache dieser Stuhlübung? Heftige Erschütterung des Bühnenrahmens. Wodurch? Durch das fortwährende Herunterlassen des „Eisernen“. Hier kann kein Techniker helfen, hier kann nur die Polizei helfen, indem sie schleunigst die Verordnung, daß der eiserne Vorhang auch in den Pausen herabzulassen sei, wieder aufhebt.

Die Techniker würden sich ja über diesen Entschluß der Polizei sehr freuen, denn es entginge ihnen das erhebende Bewußtsein, daß man wieder Zuflucht zu ihrer Weisheit nimmt. Ein lapidales Beispiel für gekränkten Tech-

nikerstolz bietet zur Zeit der bekannte Erfinder Ganswindt, der eben jetzt wegen beleidigender Flugblätter vor Gericht steht. Der Name Ganswindt ruft in mir ganz interessante journalistische Erinnerungen wach. Es gab eine Zeit, in der kein Tag verging, an dem nicht den gelesesten Blättern große illustrierte Reklameprospekte Ganswindtscher Erfindungen beilagten; auch sehr umfangreiche Annoncen wurden fast täglich veröffentlicht. Es handelte sich hierbei um die „ausgefallensten“ Dinge. Motoren durch menschliche Kraft, also durch Trittbewegung, ebensolche Flugmaschinen und selbstverständlich auch Flugmaschinen, um Treibstoffe und dergleichen mehr. Möglich, daß ich bei längerem Studium hinter die Ganswindtsche Weisheit gekommen wäre, doch führte mich mein Beruf andere Bahnen. Später las ich — ich muß sagen, nicht gerade mit Ueberraschung, daß Ganswindt in Anklagezustand versetzt worden. Weß sich irgend jemand überverteilt hielt, den er mit in den Kreis seiner Geschäftsteilhaber gezogen hatte. Aus jener Anklagezeit stammt die neue Anklage. Und es wird dem phantasiereichen Erfinder, der mit solcher Hartnäckigkeit an seiner Geschäftspraxis hängt, wahrscheinlich noch oft ergehen, daß er in Fehde mit allen möglichen gerichtlichen Instanzen gerät.

Die Streulust hat sich in dieser Woche auch innerhalb der Stadtverordneten-Versammlung recht bemerkbar gemacht. Es handelt sich um den schon oft erwähnten Inlognitobesuch des sozialdemokratischen Stadtverordneten Hoffmann im städtischen Obdach. Man wird sich erinnern, daß Herr Hoffmann von einer merkwürdigen Behandlung zu erzählen wußte, die er als Ästhet erfahren habe. Der ominöse Gummischlauch soll hierbei die den Gummischläuchen übliche Rolle gespielt haben. Und überhaupt und so. In den mehrfachen Diskussionen über diese Angelegenheit, so auch in der letzten Stadtverordneten-Versammlung, hat man sozialdemokratischerseits eine Attade gegen den Obdach-Dezernenten Fischel und gegen den Magistrat unternommen. Daß diese Attade abgeschlagen worden ist, wurde unterdessen bekannt. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß im städtischen Parlament ein Ton eingedrungen ist, der sonst nur im österreichischen Reichstag bei den erregtesten Hochendebatten gehört wird. Ich will die Blütenlese der Schimpfnamen hier nicht aufzählen, ich will nicht als besonderer Berichtshatter für das fungieren, was die ständigen Berichtshatter verschwiegen haben. Ich werde auch meinerseits darüber ein paar — machen. Ich kann aber an dieser Stelle die Tatsache nicht verschweigen, daß die Versammlungen der Stadtverordneten in den letzten Jahren der Dummelplatz für leider zu temperamentvolle Agitatoren geworden ist.

In ruhigeren Bahnen wickelt sich eine Preßfehde zwischen dem Verein der Berliner Volksschullehrerinnen und Frä. Dr. Anita Augspurg ab. Worum es sich hier handelt, weiß man. Es kämpft die Akademikerin gegen die praktische Lehrerin. Mich interessiert hierbei nicht das Thema, denn ich halte es weder für die eine, noch für die andere Seite wichtig genug, um sich so in Eifer zu reben. Mich interessiert nur die seltene Einmütigkeit, mit welcher die Berliner Lehrerinnen zu Felde ziehen. In weiblichen Korporationen findet man diese Einmütigkeit äußerst selten. Das lehrt uns augenblicklich wieder die Ausstellung für künstlerische Frauentracht. Es wird mir erzählt, daß da viele Strömungen gegeneinander laufen. Erklärlich ist dies ja, da es sich ja im allgemeinen um eine gewaltige Reform auf dem Gebiete der Damenkleidung handelt. Es gibt in dem dafür pläbierenden, scharf abgegrenzten Interessentenkreis Radikale und Kompromißler. Die letzteren schreiten auch bei der erwähnten Ausstellung die Oberhand zu haben. Glaubt man wirklich, daß sich die Damenwelt entschließen würde, so mit einem Rude das Korsett, die Taille, den Faltenrock, die Schleppe in die Ecke zu werfen? Die Kompromißler gehen da mit echt weiblicher Taktik vor. Nach und nach, ein bißchen hier, ein bißchen da, fort von der alten Tracht! Wir sehen das Korsett in anderer Form, nicht mehr als Korsett, aber doch wieder als Korsett, und wir sehen — man kann es ja sagen — die Unterhose nicht bloß reizlos als Herrenhose, sondern in der Herrenhosenmanier mit der üblichen toletten Ausstattung. Dieses Kompromiß hat etwas für sich. Wie wandelbar aber gerade das Trachtengebiet ist, — jetzt und zu allen Zeiten — erhellt die merkwürdige Tatsache, daß schon längst wieder in Berlin hohe Paden bei der Damenwelt modern sind. Stell' deinen Fuß auf ellenhohe Socken — du bleibst ein Weib,

* Herborn (Dill), 24. März. Auf dem heute abgehaltenen 3. diesjährigen Markt waren aufgetrieben 397 Stück Rindvieh u. 344 Schweine. Es wurden bezahlt für Ferkel und zwei Ochsen I. Qual. 70—72 M., II. Qual. 69—70 M., Kühe u. Rinder I. Qual. 65—67 M., II. Qual. 60—68 M., per 50 Kilo Schlachtgewicht. — Auf dem Schweinemarkt kosteten Ferkel 39—45 M., Käufer 50—70 M. und Einlegschweine 75 bis 100 M. das Paar. — Der nächste Markt findet am 11. April statt.



Jedem ähnlichen Produkt vorzuziehen sind
für 2 gute Teiler Suppe, weil von unerreichter Reinheit im Geschmack. Stets frisch erhältlich bei
Friedrich Weber, Kaiser Friedrichstr. 2.

Confections-Haus Gebr Dörner,

Wiesbadens grösstes Specialgeschäft für fertige Herren- und Knaben-Garderoben.

Premiiert mit den höchsten Auszeichnungen.

4 Mauritiusstrasse 4,

empfehlend zur Saison in überraschender Auswahl in anerkannt guter und solider Verarbeitung:

Herren-Sacco-Anzüge	von 15 bis 48 Mark	Jünglings-Anzüge	von 10 bis 28 Mark
Herren-Jaquet- u. Gehrock-Anzüge	von 30 bis 60 Mark	Jünglings-Paletots	von 10 bis 30 Mark
Herren-Frühjahrs-Paletots	von 18 bis 50 Mark	Jünglings-Hosen	von 3 bis 9 Mark
Herren-Haveloes u. Pelerinen	von 12 bis 40 Mark	Knaben-Anzüge	von 2 1/2 bis 20 Mark
Herren-Beinkleider	von 3 bis 18 Mark	Knaben-Paletots u. Capes	von 4 bis 18 Mark
Herren-Sackrücke	von 6 bis 18 Mark	Knaben-Blousen	von 2 bis 10 Mark
Herren-Loden-Joppen	von 3 bis 20 Mark	Knaben-Hosen	von 80 Pfg. an.

Confirmanden-Anzüge von 12 Mark an.

Jagd-, Sport- u. Livrée-Bekleidung. — Arbeiterkleider.

Anfertigung nach Maass

unter Leitung tüchtiger Zuschneider und nur erstklassige Arbeitskräfte.

7769



Telephon 571.

Mit Gegenwärtigem erlaube ich mir ergebenst bekannt zu machen, dass ich meine bisher Michelsberg 32 betriebene

Seifen-, Lichte- u. Parfumerie-Handlung (Specialität: Wachswaren)

mit dem 1. April 1904 nach

Weissenburgstrasse 3

verlege. Für das mir in meinem bisherigen Geschäfte freundl. bewiesene Wohlwollen bestens dankend, bitte solches auch auf mein neues Lokal zu übertragen.

Hochachtungsvoll

6725

Telephon 2456.

J. B. Willms. Seifensieder Parfumeur.





Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 74.

(2. Beilage)

Zonntag, den 27. März.

1904

Die Macht des Gewissens.

Roman frei nach dem Amerikanischen von Erich Frieisen.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Wie darfst Du es wagen, Polly —“
 „Ruhig, ruhig, Kind! Es ist doch so, hättest Du sonst alles hingegeben für ihn? Hättest Du Dich ihm heimlich antrauen lassen? Hättest Du Dich hierher begeben unter falschem Namen — Du bist nicht auf der Waldburg als Frau Armin Skott, wie? Hättest Du all das gethan, wenn Du noch einen eigenen Willen besähest?“

Ruth schweigt.

„Ja, Kind, er ist nun einmal Dein Schicksal!“ fährt Frau March mit dem Kopfe nickend fort, „und wenn er Dir befiehlt: „Nimm das Testament! — so nimmst Du es auch.“

Noch immer schweigt Ruth. Ihr Herz ist zum zerspringen.

„Polly!“ sagt sie mit Anstrengung, „kennst Du meinen — meinen Mann?“

Das weiße Gesicht der Alten wird noch um einen Schatten bleicher.

„Kennst Du ihn?“ drängt Ruth.

„Oh — ja — nein.“

Sast unverständlich kommen die Worte von den zusammengepressten Lippen der Alten.

„Polly!“ ruft sie beschwörend, beide Hände auf Frau March's Schultern legend, „willst Du mir nicht die Wahrheit sagen? Du kennst ihn? Du korrespondirtest mit ihm?“

Die Hände der Alten beginnen zu zittern. Sie öffnet die Lippen und schließt sie wieder.

Da kniet Ruth vor ihrer Amme nieder. Schluchzend birgt sie die heißen Wangen in deren Schooß.

„Ich habe solche Angst, Polly!“

Ein Blick leidenschaftlicher Zärtlichkeit aus den schwarzen Augen trifft den gefalteten, blonden Kopf. Leise streichen die zitternden Finger über die schweren Haarwellen.

„Ja, ich kenne Armin Skott“, erwidert sie leise, „woher, ist gleichgültig. Ich kann Dir auch nichts weiter sagen — 's wäre ja doch zu spät dazu. Und ändern läßt sich auch nichts mehr. Also — immer vorwärts, mein Goldkind, ich werde Dir helfen! Was ich that, geschah für Dich, nur zu Deinem Besten. Jetzt wollen wir den Lohn ernten. Er ist nun einmal Dein Mann. Du hast Dich ihm mit Leib und Seele zu eigen gegeben. Thue also, wie er Dich geheißt!“

Noch einen Augenblick zögert Ruth. Dann springt sie empor. Ihre Büge tragen den Stempel eines tiefen Seelenkampfes.

„Heute Abend sehe ich ihn wieder“, murmelt sie matt. „O, mein Gott, ich habe eine schwere Rolle zu spielen. Mir ist, als würde ich wahnsinnig. Leb' wohl, Polly!“

Krampfhaft ergreift die Alte die ausgestreckte Hand.

„Leb' wohl, mein Herzblatt! Und vergiß nicht, daß ich Dir beistehen werde, wenn es nöthig sein sollte. Ich that ja alles nur für Dich!“

Noch ein Kopfnicken, und Ruth ist im Fichtenwald verschwunden.

Schnaubend fährt der Zug in die kleine Bahnhofshalle des Städtchens ein.

Einem Coupee erster Klasse entsteigen zwei Männer. Suchend blickten sie umher.

Da nähert sich ihnen mit abgezogenem Hut ein kleiner Diener.

„Gorb Donald?“

„Jawohl“, antwortet Armin.

Einige Augenblicke später rollten beide Freunde in dem zweirädrigen Dudy, den Frau Forster geschickt, der Waldburg zu.

Gilbert hat keine Ahnung weder von der Existenz eines Fräulein Ruth Harrison, noch einer Frau Armin Skott.

Als vor einem halben Jahre Armin auf einem Ball Ruth Harrison zum ersten Male sah, war Gilbert nicht anwesend. Auch hütete Armin sich, von seinen Herzensangelegenheiten zu dem Freunde zu sprechen. Die völlig selbstlose, ideale Art von Gilberts Freundschaft liegt seiner berechnenden, verschlossenen Natur zu fern, als daß er sie zu würdigen vermag. Er fürchtet, die Stellung als Privatsekretär zu verlieren, wenn er ihm von seiner Verheirathung Mittheilung macht.

Gilbert ahnt auch nichts von den Ränken, in welche der Freund ihn verstrickt. Als er auf dessen Vorschlag, während ihres Aufenthalts in der Waldburg die Namen zu wechseln, einging, geschah es in einem Anfall jugendlichen Uebermuthes. Jetzt fühlt er sich unbehaglich in dem Bewußtsein, schon in wenigen Minuten sich nicht mehr frei geben zu können, gewissermaßen unter falscher Flagge zu segeln.

„Ich hätte nicht darenin willigen sollen“, murmelt er halbtot vor sich hin. Er lodert die Bügel und sieht den Freund bittend an. „Laß uns unsere Abmachung zurücknehmen, Armin. Ich bleibe Gilbert Donald und Du —“

Armin wirft einen Blick auf den auf dem Rücksig hockenden kleinen Diener.

„Oh — wollen wir nicht aussteigen und das letzte Stückchen Weg zu Fuß gehen?“

Schon springt er ab. Gilbert folgt ihm.

Armin ist über alle Maßen erregt. In wenig Minuten wird er Ruth gegenüberstehen, wird er dieselbe Luft mit ihr athmen. Er weiß, Glück und Reichthum sind sein, wenn sein wohlburchdachter Plan gut ausgeführt wird. Andererseits klopf sein Herz stürmischer bei der Vorstellung, daß er sich der Geliebten, wenn auch nicht als Gatte, so doch als Bräutigam nähern, daß er frei und offen ihre liebe Hand in der seinen halten, ihre süßen Lippen küssen darf, sobald er sich unter seinem wahren Namen in der Waldburg einführt —

Er schwankt. —

Der Wagen ist ihren Blicken verschwunden. Die Weiden sind allein. Gilbert wendet sich zu dem Freunde.

„Je mehr wir uns der Waldburg nähern, um so weniger bin ich mit unserem Complot einverstanden“, sagt er verstimmt.

Beide schweigen eine Weile. Schon beginnt Armin dem Freunde Recht zu geben.

Da taucht vor ihnen ein hohes Eisengitter auf — und hinter demselben wohlgepflegte, blumenumsäumte Wege — dann ein malerisch gelegenes, spitztürmiges, schloßähnliches Gebäude, das sich weißlich von dem dunklen Fichtenhintergrunde abhebt.

Energisch fährt Armin sich über die Stirn, als wolle er alle lästigen Gefühlsduseleien wegwischen.

„Warum antwortest Du nicht?“ fragt Gilbert ein wenig ungeduldig. „Da, wer mögen jene Mädchen sein?“ Er deutet nach der Terrasse, deren breite Treppe soeben Ruth und Virginia herabsteigen.

„Die Eine jedenfalls Fräulein Forster. Die Andere — die Andere — kenne ich nicht.“

Armin stößt die letzten Worte hastig erregt heraus, unwillkürlich seine Schritte beschleunigend.

Auch Gilbert blickt voll Interesse nach den beiden anmuthigen Mädchengestalten, die sich ihnen langsam nähern.

Jetzt scheinen sie die Fremden zu bemerken. Sie sprechen einige Worte miteinander, dann gehen sie auf die ankommenden Herren zu.

Fragend blickt Virginia von Einem zum Anderen, wobei ihre Augen mit sichtbarem Wohlgefallen auf Gilberts frischen, offenen Bügen ruhen. Ruth ist geisterbleich; ihre Kniee zittern; nur mühsam hält sie sich aufrecht.

Eine bange Pause entsteht. Armin glaubt, sein Herz klopfen zu hören. Dennoch bezwingt er seine mächtige Erregung.

„Ich habe die Ehre, Fräulein Forster vor mir zu sehen, nicht wahr?“ wendet er sich zu Virginia, tief seinen Hut ziehend. Gestatten Sie mir, mich Ihnen als Gilbert Donald vorzustellen. Dieses hier — mit einer Handbewegung nach Gilbert hin — ist mein Freund Armin Stott. Herr Stott — Fräulein Forster. — Fräulein —“

Er zögert und blickt Ruth wie fragend an.

Virginia tritt einen Schritt zurück, während ihre großen, braunen Augen erstaunt von Gilbert auf Ruth blicken. Wie fremd die Beiden thun!

„Meine liebe Freundin Ruth Harrison!“ beantwortet sie Armin's stumme Frage und fährt dann vorwurfsvoll fort: „Ruth, willst Du nicht Herrn Stott willkommen heißen?“

Wie mechanisch hält Ruth Lord Donald ihre Rechte hin, die er zögernd ergreift, während eine tiefe Röthe sein Antlitz färbt — die Röthe der Scham ob des unwürdigen Spiels.

Aus Virginias Augen leuchtet schon wieder heller Sonnenschein.

„Jetzt kommen Sie mit uns ins Haus, Lord Donald!“ ruft sie fröhlich. „Mama erwartet Sie —“ ein freundlicher Blick trifft den jungen Mann — „Sie wissen, unsere Väter waren eng befreundet — Ruth folgt uns mit Herrn Stott!“

Und Virginia schreitet an Armin's Seite tapfer aus, in dem befriedigenden Bewußtsein, der Freundin eine Gefälligkeit erwiesen zu haben.

„Ich bin so froh, daß Sie Herrn Stott mitgebracht haben“, bemerkt Virginia in der ihr eigenen impulsiven Art.

„Ja, er ist ein braver Junge. Aber warum freut Sie das so besonders, mein Fräulein?“

„Nun um Ruth's willen Sie wissen doch, Lord Donald —“ Armin zögert einen Augenblick, dann hält er es für das Beste den Stier gleich bei den Hörnern zu packen.

„Was soll ich wissen, mein Fräulein?“

„Sein Ton ist vollkommen gleichgültig.“

„Daß Ruth und Herr Stott —“

„Ist Ruth die junge Dame, der Sie mich dorthin vorgestellt haben?“

„Ja, ja, sie ist ein herrliches Geschöpf. Sie werden das selbst finden, wenn Sie sie näher kennen. Sie wissen doch — sie war die Stiefnichte und Pilegetochter des Fräulein Ursula Palmer, und wäre jetzt Herrin der Waldburg — und wir, Mama und ich, wären noch ganz, ganz arm wie früher — wenn sie, die liebe gute Ruth sich nicht in Herrn Stott verliebt hätte. — Jetzt freilich wundere ich mich nicht mehr darüber. Er ist ein auffallend schöner Mann.“

„Wie interessant“, wirft Armin satirisch ein. „Bitte, fahren Sie fort!“

„Ja, ja furchtbar interessant! Also die Beiden verliebten sich in einander. Fräulein Palmer wollte nicht, daß sie sich heiratheten und sagte: „Wähle zwischen mir sammt der Waldburg und meinem ganzen Vermögen, o, ein reiches Verzeägen, Lord Donald — also wähle zwischen mir und — Herrn Stott!“ Und die edle heldenmüthige Ruth wählte Herrn Stott. Jetzt gehört die Waldburg und all das viele Geld uns. Ist das nicht der reine Roman, Lord Donald?“

„Ja, der reine Roman“, murmelte Armin gepreßt.

„Sie wußten doch davon?“

„Bis jetzt nicht.“

„Ach —? Und Herr Stott ist Ihr bester Freund?“

„Gewiß.“

Virginia schüttelt den Kopf.

„Eigenthümlich — — Ich möchte nur wissen, warum die Beiden einander so fremd begegneten. Ich werde Ruth fragen —“

„Das würde ich nicht thun, mein Fräulein. Ueberlassen Sie die Beiden einander!“

„Wenn Sie meinen —“

„Gewiß, es ist das Beste. Ich werde mit meinem Freunde reden.“

„Und ihm zur Seite stehen, damit er Ruth heirathen kann, nicht wahr?“

„Auch das!“

Zubelnd klatsch Virginia in die Hände.

„O, danke, danke, lieber Lord Donald! Ruth ist manchmal so traurig — ich möchte sie gern glücklich sehen. Sie ist so schön, so liebenswerth —“

Virginia bleibt stehen und blickt zurück. Dort hinten — langsam, wortlos schreitet Ruth neben Gilbert daher. Sie hat den breitrandigen, weißen Strohhut abgenommen und läßt ihn gedankenvoll am rosa Band auf dem Arme hin und her baumeln. Sie ist sehr bleich; ihre Augen erscheinen in der Entfernung fast schwarz und von dunklen Schatten umgeben. Jede ihrer Bewegungen zeigt unbewusste Grazie und Anmuth.

„Ist sie nicht schön?“ wiederholt Virginia.

„Ja — wunderbar schön.“

Wie ein Seufzer ringt es sich von Armin's Brust. Seine Augen verschleiern sich.

Gleich darauf steigen alle vier die breite Treppe hinauf zur Terrasse.

6.

Der erste Abend ist vorbei — scheinbar zur allgemeinen Zufriedenheit.

Zuerst ruhte Frau Forsters mütterliches Auge mit Besorgniß auf Armin. Dieser hagere, kaum mittelgroße, satirische Mann entspricht so gar nicht dem Bild, welches sie sich von dem Sohne des vornehmen Lord Henry Gilbert Donald, dem Freunde ihres verstorbenen Gatten gemacht . . . Wird Virginia diesen Mann je lieben können? — — —

Doch nach und nach schwindet die erste Enttäuschung. Auch sie beginnt, den Einfluß, den seine mächtige Persönlichkeit stets ausübt, zu fühlen. Seine glänzende Unterhaltungsgabe macht Eindruck auf ihr leicht empfängliches Gemüth; sein dunkles, strenges Gesicht beginnt sie anzuziehen.

Als die Früchte herumgereicht werden, ist sie schon ganz zufrieden mit dem zukünftigen Schwiegersohn.

Und als nun erst nach Tisch im Salon musiziert wird, und Armin mit weichem, äußerst modulationsfähigem Bariton ein paar Schumann'sche Lieder singt — da hat er sie bereits völlig in seiner Gewalt.

Noch lange, nachdem die jungen Leute sich zurückgezogen, lehnt die brave Frau in einem Fauteuil am Kamin, die Brust geschwellt von freudigen Hoffnungen.

Virginia hat inzwischen ihr Dinnerkleid abgelegt und einen bequemen Morgenrock übergeworfen. Ihre Wangen sind noch vor Vergnügen geröthet; die braunen Augen strahlen.

Jetzt öffnet sie leise die Thür von Ruth's Schlafzimmer. Neugierig steckt sie das dunkle Köpfchen durch die Spalte.

„Wer ist da?“

Vom Betttrand erhebt sich langsam Ruth. Sie hat noch nicht einmal begonnen, ihr reiches Gewand abzulegen. Schwere mattrosa-Seidenfalten fließen an der imposanten Gestalt herab; die Taille ist herzförmig ausgeschnitten, die Arme sind frei bis zum Ellbogen — eine viel zu kostbare Toilette für einen einfachen Abend, wie Frau Forster sich bei Ruth's Erscheinen heute Abend mißbilligend sagte.

„Nun?“ fragt Ruth ungeduldig, als Virginia auf der Schwelle zögert.

„Darf ich kommen? Du siehst so sonderbar aus, Ruth?“

„Ich bin müde. Ich werde sogleich schlafen gehen.“

„Müde? Du siehst im Gegentheil sehr frisch aus, Ruth, fast aufgeregert. Deine Augen glänzen so — — — Und Du bist ja noch in Gesellschafts-toilette! Wo ist Dein Mädchen?“

„Ich hab' sie fortgeschickt. Ich wollte allein sein.“

„So will ich Dir helfen. Komm!“

„Nein, danke. Ich mag mich noch nicht auskleiden.“

„Ich denke, Du bist müde?“

Bertwundert blicken Virginias große, unschuldige Augen Ruth an.

„Ja, ja, ich bin müde, Vergib' mir meine schlechte Laune, Virginia“, entgegnete Ruth, sich mit beiden Händen über die Stirne streichend.

Virginia ist nicht empfindlich. Schon sitzt sie bequem in einem Fauteuil.

„Ach — wie gemüthlich! Plaudern wir ein Wischen!“

Abwehrend hebt Ruth die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Leben.

Novellette von M. Brügge-Brool.

Auf ihrem Fensterplatz in dem behaglich ausgestatteten Zimmer konnte man tagaus, tagein die in der ganzen Stadt bekannte Justizräthin Wiedemann sitzen sehen. Die Jahre hatten ihr Haar gebleicht, die hohe Gestalt gebeugt und den dunkel umrandeten Augen konnte man ansehen, daß sie viel Thränen verweint. Heute nun blickten dieselben noch trauriger als sonst; der Garten vor dem Fenster entfesselte umsonst seine frühlingsblühende Pracht der Vögel Sang ging ungehört am Ohr der alten Dame vorüber, sie feierte ihren Geburtstag, den 65. Welch herber Kontrast zwischen einst und jetzt.

Die wenigen alten Freunde des Hauses hätten freilich nur zu gern ihre Glückwünsche dargebracht, aber man wußte und hatte erfahren müssen, daß die Justizräthin keinerlei Beweise von Theilnahme liebte. Sie wollte den Tag allein begehen wie ach, so lange schon.

„Warum mich nur der Tod vergift,“ sagte sie vor sich hin, die Hände müde in den Schoß gelegt, „bin doch zu nichts mehr nütze in der Welt.“

Die alten Augen wurden feucht.

Was war von einem langen thätigen Leben übrig geblieben? Zwei Gräber auf dem Friedhof draußen und sie die alte, vom Leben müde gewordene Frau.

Vom Nebenzimmer tönte ein feines Stimmchen, die Justizräthin hörte es nicht, Erinerung suchte sie heim und ließ sie für den Augenblick der traurigen Gegenwart vergeffen.

Nicht immer war sie so einsam gewesen, wie jetzt. Wie hatte ihr junges Herz höher gepocht in lauter Lust, als sie vor vielen Jahren hier ihren Einzug hielt, als junge, glückliche Frau. Mit welchem Stolz führte ihr Mann sie in das kleine freundliche Haus vor der Stadt, das sie heute noch bewohnte. Und dann ward Werner geboren, ihr Einziger, ein Prachtbub, der seiner Eltern Glück ausmachte, durch viele Jahre.

Bis dann die Zeit herantam, wo ihm das Vaterhaus zu enge wurde und er hinauszog in die weite Welt, dem Ruhm und Glück entgegen. Daß er sein Glück nicht auf den Wegen des Berufes suchen mochte, gab wohl den ersten Anstoß zu der Entfremdung zwischen den Weiden, die ihm die Liebsten waren, und die Entfremdung wuchs immer mehr. Die Mutter konnte ihrem Goldlohn nicht zürnen, daß er lieber Maler werden wollte, als ein mittelmäßiger Jurist. Ein Künstler wollte er werden, ein Gottbegnadeter einer von denen die eine Welt vor ihren Füßen sehen.

Wie hatte sie an ihn geglaubt, mit ihm gehofft, selbst als das Glück ausblieb und der Erfolg nicht kommen wollte.

„Werner ist kein Genie.“ Wie oft hatte der Justizrath ihr das vorgelegt. „Genies werden geboren, das lernt sich nicht. Im besten Fall hat unser Junge ein mittelmäßiges Talent, er täuscht sich über seine Gaben.“

Zum Glück hatte es der alte Herr nicht erleben müssen, daß seine Worte sich bewahrheiteten. Erst wurde die Mutter dann der Sohn selber irre an seiner Berufung zur Kunst und als der Justizrath auf dem Sterbebette die Hand des Sohnes in die seine zog, und mit brechender Stimme bat: „Kehre um, Werner und werde ein brauchbarer Mensch, es gibt nichts Traurigeres, als ein verfehltes Leben“, da hätte Werner gern eingelenkt. Allein er schämte sich vor seiner Mutter und vor den Kameraden, denen er oft in tönenden Worten von künftiger Größe gesprochen. Er suchte eine andere Kunstschule auf und dachte, nun müßten sie kommen, Glück und Erfolg.

Einstweilen aber brauchte er nur Geld, und wieder Geld. Die Mutter gab, was sie geben konnte, legte sich sogar Entbehrungen auf, in der Hoffnung, endlich werde der Werner doch verdienen. Sie deutete ihm brieflich einmal schüchtern an, daß es ihr nicht leicht falle, ihn über Wasser zu halten, aber da war Werner böse geworden, furchtbar böse. Ob sie denn kein Opfer bringen könne, der Kunst zu Liebe, er habe nicht geahnt, daß auch ihr jedes Verständnis fehle. Kunst gehe nicht nach Brot, das könne sie nachgerade wissen. Die Justizräthin klagte seitdem nie mehr, sie nahm, als abermals die Mittel knapp wurden, mit blutenden Herzen eine 2. Hypothek auf ihr Häuschen auf und qualte sich mit Zweifel an Werners Begabung.

Die wurden noch stärker, als ihr und ihres Gatten Freund, der alte Sanitätsrath Heim von ihrer Hypothek erfuhr und sie auszuschelten kam. Er sagte ihr heinabe die Freundschaft auf. Sie sollte und dürfe nicht die Ruhe ihres Alters aufs Spiel setzen, eines Phantoms willen, denn Werners Bestreben könne man mit der Zeit kaum anders nennen.

„Wer es in 10 Jahren nicht zum Künstler gebracht hat, dem helfen 10 weitere des Studiums auch nicht dazu. Werner sollte sich bescheiden und ein Ende machen. Um eine Stelle als Mal- und Zeichenlehrer auszufüllen, habe er sicher genug gelernt.“

Frau Wiedemann mußte dem alten Herrn beipflichten, und was sie bis dahin nie gethan, sie machte sich auf, um Werner zu besuchen. Derartige spreche man mündlich ab, meinte sie.

Drei Tage später kehrte sie aus München zurück, eine alte, gebrochene Frau. Sie erzählte keinem, wie sie ihren Sohn angetroffen, und was er zu ihrem Vorschlag gesagt habe. Es mußte aber nichts Gutes sein, denn seit der Zeit sprach sie fast nie mehr von ihm, er kam nicht mehr nach Haus, und der Briefwechsel schlief auch langsam ein.

„Ich habe meinen Sohn verloren und er sich selbst, Doktor“ das war das Einzige, was Heim erfuhr.

Die arme Mutter lebte ihre Tage freudlos und verlassen dahin, pflegte die Blumen in ihrem Garten und schmückte mit ihnen das Grab auf dem Friedhofe; dorthin ging sie jeden Morgen früh.

Da brachte der Postbote eines Tages einen Brief, die alte Magd, die Freud und Leid mit ihrer Herrin getheilt, schlich sich nach geraumer Zeit neugierig ins Zimmer, weil ihre Räthin nicht zum Vorschein kam. Sie fand sie ohnmächtig am Boden, die Todesnachricht ihres Sohnes in der eiskalten Hand. Als sie zu sich kam, stand der Sanitätsrath an ihrem Bett, von der Trauerkunde überrascht, denn Werner Wiedemann hatte das 30. Jahr kaum erreicht. Der Doktor wollte seine Freundin trösten, fand aber zu seiner Bewunderung, daß sie des Trostes kaum bedürfte.

„Nun hab ich ihn wieder“, sagte sie mit trübem Lächeln in dem blassen Gesicht, „nun ist mein Werner wieder mein. Kommen Sie, Doktor, wir holen ihn, wenn es Ihnen recht ist!“

Ob es ihm recht war! Noch am selben Abend fuhren die Weiden ab, um mit der Leiche zurückzulehren. Die ganze Stadt nahm an dem Schmerze der Mutter theil. Alt und Jung folgte dem Sarge, und als der Abend des Begräbnistages kam, konnte man Frau Wiedemann wieder an ihrem gewohnten Platz am Fenster sitzen sehen, minder betrübt wie sonst, hatte sie doch den Sohn wieder, der ihr so lange verloren war.

Der Sanitätsrath kam noch zu ihr. Er wollte hören, wie sie sich mit der Thatsache abfinde, daß Werner eine Witwe hinterließ; unterwegs hatte er nicht darüber sprechen mögen.

Mit Scham bekannte die alte Frau, daß eben Werners Ehe der Grund ihres Zerwürfnisses gewesen sei, und ein schümerndes Roth trat in ihre Wangen und verjüngte ihr Gesicht: Es war damals nichts weniger als eine Ehe. Und weil ich das nicht leiden mochte und heftig dawider sprach, ließ Werner sich hureihen, mich einen Einblick in sein Leben thun zu lassen, der mir zeigte, daß wir uns nimmermehr verstehen konnten. Er hat sie später doch geheirathet, aber“ und sie stockte einen Moment, „da hatte ich längst bereut, daran auch nur gedacht zu haben, seitdem war vollends alles aus.“

„Kinder sind nicht aus dieser Ehe?“ fragte der Arzt zögernd.

„Gesehen haben wir wenigstens keins.“

„Gesehen haben wir die Frau auch nur das eine Mal, bei dem sie uns mit einer Bereitwilligkeit Werners Leiche überließ die mich entsetzte. Das hätte nichts besagt. Zum Glück ist aber der kleine Knabe, der damals das Licht der Welt erblickt hatte, todt.“

„So haben Sie mit dieser Frau nichts mehr zu thun?“

„Nichts, gottlob, das hätte ich kaum ertragen wir haben jetzt nichts mehr gemein.“

„Als den Namen“, wollte Heim sagen, aber er schwieg.

Blöthlich hörte er von den Lippen der Frau, die eben noch so wunderbar gefaßt dasah ein qualvolles Schluchzen. „Verkommen und verdorben, mein einziger Sohn“, weinte sie leise.

Heim stand auf. Der Mütter Schmerz war ein heiliger, den durften fremde Augen nicht mit ansehen, auch die seinen nicht.

Nachdem nahm das Leben in dem kleinen Hause vor dem Thore seinen Fortgang. Nach wie vor konnte man die Räthin des Morgens zum Friedhofe wandern sehen, nur daß sie statt des einen jetzt zwei Gräber pflegte. Nur Dora, die alte Magd, fand, ihre Herrin sei noch stiller geworden, und gehe jeder Abweichung des Hergebrachten aus dem Wege.

Dahin gehörte auch die Feier ihres Geburtstages. Dora hatte sich fein gemacht und einen Kapstuchen gebaden, den sie mit ein paar Glück wünschenden Worten auf den Frühstückstisch gest. Ut. Aber da war auch die Frau beinahe grob geworden und hatte gesagt: „Wenn du mir was wünschen willst, so wünsche mir den Tod, hier unten hab' ich nichts mehr zu thun.“

Und Dora schlich in ihre Küche zurück, innerlich ebenso ärgerlich wie ihre Frau, aber mit besserem Grund. Wie man nur so reden konnte, während doch . . .

Fünf Jahre waren seit dem Tod ihres verstorbenen Sohnes vergangen, da schneite eines Tages ein kleines Mädchen als holde Frühlingsgabe in Haus.

Sie sei die Tochter ihres verstorbenen Sohnes, schrieb Frau Werner, die sich seither nie um die Schwiegermutter gekümmert wenige Monate nach des Vaters Tod zur Welt gebracht.

Die Justizräthin glaubte nicht daran. Das war eine grobe Lüge der Frau, die sich rächen wollte, weil sie sie nie beachtet hatte. Der Sanitätsrath aber prüfte die Papiere der Kleinen, sie waren alle in Ordnung und befundeten, daß die Witwe die Wahrheit rede. Johanna Elisabeth Wiedemann war der Justizräthin recht-mähiges Enkelkind.

Die Mutter des Kindes, das ins 8. Jahr ging und ein allerliebftes Ding war, dem man gut sein mußte, hatte von Anfang an keineswegs die Absicht gehabt, die Kleine von sich zu thun. Auf ihre Art hatte sie die kleine Elli sogar recht lieb gehabt, wenn sie auch ihrem Vater nicht lange nachtrauerte. An seiner Statt fand sich ein Anderer, der sie jung und schön genug fand, um sein Leben mit ihr zu theilen. So blieb zum Trauern keine Zeit. Allmählich mußte sie indes einsehen, daß Elli's Dasein ihr hinderlich sei. Sie trug aus einer Art gedankenloser Mutterliebe, Elli war ja noch so klein, sie konnte noch nichts verstehen und dann, sie hing an ihrer Mama, so selten die auch Zeit für das Kind fand.

Sie hätte es nie von sich gegeben, wäre nicht ihr Freund gewesen, einer, der Werner noch gekannt. Der behauptete das Kind gehöre seiner Großmutter, es habe dort in jedem Fall mehr Pflege und Erziehung, und dann passe es ihm auch nicht, fortwährend an den todten Vater gemahnt zu sein.

Ein kurzer Kampf im Herzen der Frau und dann siegte die Lust am Leben über das Muttergefühl.

Ein aufklärender Brief, der die nöthigen Papiere einschloß, ging zu gleicher Zeit mit der Kleinen ab, die sie zum Schluß noch recht lieblich ausgestattet hatte. Mochte die fremde Großmama leben, wie sie mit der Ueberraschung zurecht kam. Sie schuldete ihr noch Revanche für die Ueberraschung ihres Besuches von damals.

Als sich der Sturm im Herzen der plötzlich zur Großmama Gewordenen gelegt hatte, nahm sie das Kleine gütlich, doch ohne Herzenswärme auf. Sie war die Einsamkeit und Stille um sich her nun schon so gewohnt, daß sie jede Unterbrechung derselben als etwas Feindliches empfand. Dennoch trug sie nach Kräften Sorge für Elli, indem sie sie Dora überließ, der das blondlockige kleine Mädchen in kürzester Frist wahrhaft ans Herz wuchs.

Sie selber sah geflissentlich zur Seite, so oft Dora die Anmuth des Kindes pries, sie mochte nicht mehr lieben, die alte, vergrämte Frau, die immer nur auf den Tod wartete, der nicht kam —

Soweit war die alte Dame in ihren Gedanken gekommen, da wurde sie plötzlich munter, der Ton der Hausglocke weckte sie. Zu gleicher Zeit drang Elli's Stimmchen an ihr Ohr. „Ich fürcht' mich so, Dora“, sagte das Kind.

„Wirst dich nicht fürchten, Herzchen“, beschwichtigte sie die alte Magd. „Es ist ja die Großmama und sie hat dich doch lieb, wenn sie es auch nicht Wort haben will. Komm Kind, bis an den Baum gehe ich mit dir, und von dort . . .“

Die Stimmen verhallten, da die Zwei sich entfernten.

Die alte Frau warf einen erstaunten Blick nach der Thür, als ob von dort Jemand kommen sollte. Einen zweiten Blick nach der Uhr. „Schon elf“, rief sie aus, nahm den Hut von der Kommode, die kleine Vase vom Blumenbrett und schiedte sich an, ihren täglichen Gang zum Friedhof anzutreten. Er war nicht weit. Sie brauchte nur durch den Garten zu gehen, der stieß an die Mauer, hinter der die Todten schliefen. Nach ein paar Schritte, und sie beugte sich über die beiden Gräber, die dichter Epheu deckte. Eine Weile verharrte sie im Gebet, dann entfernte sie sorgsam jedes weisse Blatt, trankte die Blumen, die zu Häupten wuchsen und strich kosend mit der Hand über die kalten leblosen Steine.

Das trostlose Gefühl des Verlassenseins überkam sie aufs Neue mit verdoppelter Macht. Die Lippen bebten, die Augen wurden naß.

„Allein, mutterseelenallein in der Welt“, schluchzt sie plötzlich. Da legen sich zwei weiche Kinderarme um ihren Hals und ein feines Stimmchen flüstert schein und doch gestärkt durch das Gefühl eigener Wichtigkeit an ihrem Ohr.

„Willst du mich lieb haben, Großmama, weil ich doch auch allein bin, wie du?“

Elli, mein Kind.“

Mehr vermögen ihre Lippen nicht zu stammeln, aber die alte Frau umfaßt das junge Kind, als wolle sie es nie mehr lassen, und jenes schmiegt sich zutraulich an.

Elli richtet das blonde Köpfchen zuerst empor.

„Weißt Du, Großmama“, sagte sie halb schen, halb bestückt, „Dora hat noch gesagt, daß dein Geburtstag ist und daß ich dir Glück wünschen soll, und du sollst lange leben auf Erden für mich. Da weinstest du und da hab ich alles vergessen, du bist doch nicht böse daran?“

„Daß ich lang leben soll auf Erden für dich“, wiederholte die Justizräthin bewegt. Sie faßte die Kinderhand fester. „Komm jetzt, mein Kind, du hast deine Großmama zur rechten Zeit gemahnt. Sie ist ja nicht allein auf der Welt und die Zwei“, sie

zeigte auf die Gräber, „werden nun noch ein Weilschen warten müssen, bis ich komme, weil du erst groß werden sollst.“

Aufgaben und Räthsel.

Citatenträthsel.

Aus jedem der nachstehenden Sätze soll ein Wort genommen werden, so daß, bei richtiger Auswahl der Wörter, ein Citat von Schiller entsteht.

1. So leb' denn wohl, du stilles Hans.
2. Sollen dich die Dohlen nicht umschreien, mußt nicht Knops auf dem Kirchthurm sein.
3. Ich kanns nicht fassen, nicht glauben.
4. Zurück, du rettest den Freund nicht mehr.
5. Ruht gleich zum Eisenhammer hin.
6. Erst wägen, dann wagen.
7. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.
8. Wie die Saat, so die Ernte.
9. Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
10. Du darfst dem Bösen dein Ohr nicht leihn.
11. Kein Mensch muß müssen.
12. Ein Pfand der Treue ließ ich dir.

Füllräthsel.

. a . e .
 . b . n .
 . o . n .
 . a . l .
 . a . n .
 . a . n .
 . ü . t .
 . a . n .
 . e . b .
 . r . h .
 . e . s .
 . i . a .

Die Punkte sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen aber in anderer Reihenfolge: eine Stadt in Rußland, einen Baum, eine Person der Mythologie, einen Sinn, eine Person der Mythologie, eine Fläche, ein Fahrzeug, einen Baum, ein Wasserfahrzeug, eine Pflanze, ein Gebäude und eine Stadt in Bayern.

Rebus.



Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

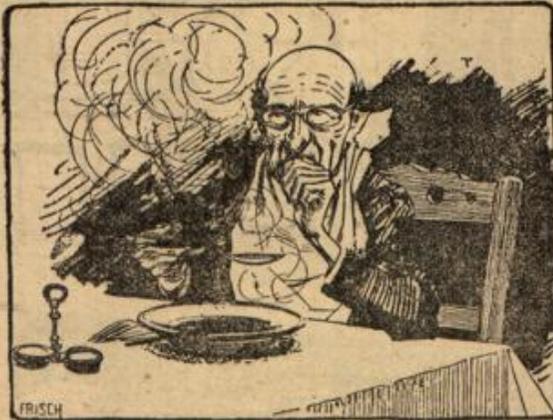
Prospekte gratis und franko.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Unpraktische Vergeßlichkeit.



Professor: „Um, gerade ist mir etwas eingefallen, und jetzt hab' ich 's vergessen. Es ist doch zu fatal. — Man soll sich aber wirklich alles gleich aufschreiben.“



(Nachdem die Suppe aufgegessen ist.) „Sa, — jetzt hab' ich 's — die Suppe hab' ich salzen wollen!“

Eben deshalb.

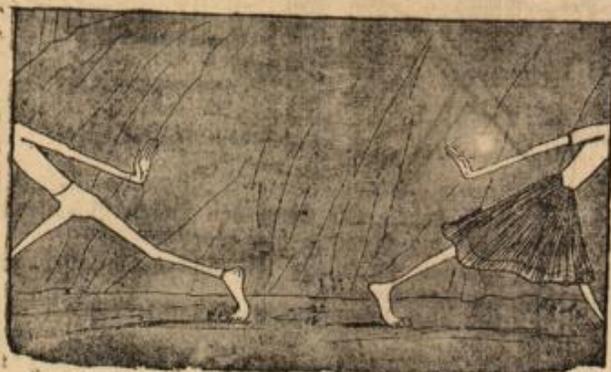
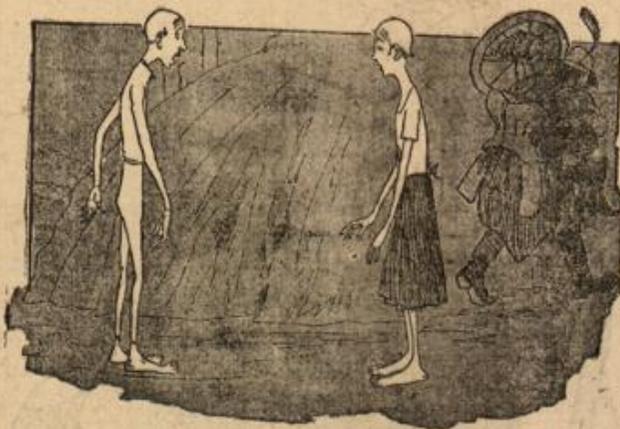


— „Warum haben Sie denn den Herrn Baron nicht hereingelassen, als die Modistin hier war?“
 — „Ich glaubte, ich dürfte ihn nicht hereinlassen, weil Sie sie nicht bezahlen konnten.“
 — „Bist Du aber dumm, eben deshalb!“

Modern.

A.: „Warum nehmen Sie Ihr Mittagessen nicht mit Ihrer Frau gemeinschaftlich ein?“
 B.: „Nun, das hat verschiedene Gründe. Erstens bin ich Vegetarianer und sie Anhängerin der Fleischkost. Zweitens steht sie erst auf, wenn ich aus meinem Amte komme und zu Mittag speise. Sie nimmt ihr Diner ein, wenn ich bereits in meinem Klub bin und besucht dann ihre Reunions, sodas die Witternachtsstunde die einzige Zeit wäre, wo wir allenfalls zusammen zu Mittag essen könnten.“

Ein Straßenraub und seine verhängnisvollen Folgen.



Studententrost.

Wo man pumpt, dort laß Dich ruhig nieder,
Ein guter Wirt pumpt immer wieder.

Stilblüte.

— In der Kolonie wohnten lauter Europäer, nur ein
Schwarzer weckte als weißer Rabe unter ihnen.

Kuriosum.

— „Der Herr Wolf, finde ich, verkörpert eine ganze
Tierwelt in sich.“
— „Wieso?“
— „Er heißt Wolf, ist fromm und geduldig wie ein
Lamm, schlau wie ein Fuchs, hat aber ein affiges Benehmen
und immer einen Bärenhunger.“



Druckfehler.

— Jugendfrisch und heiter schwebte er ihr vor Augen,
so wie sie ihn vor Jahren gesehen hatte. Sie erschrak daher
nicht wenig, als sie sein verkümmertes Gesicht erblickte.

— Der Stebitz ödete die Spieler dadurch an, daß er
fortwährend in die Karten spuckte.



Immer derselbe.



Der Börjaner Zeitelstock bemerkt, daß der Börjaner
Cohn in Gedanken statt zur Treppe auf die Seitenwand zu-
geht und schreit: „Geben Sie Acht!“
Cohn: „Nix, nix, ich gebe höchstens siebendreiviertel!“



Univalent.

Laß faul sein grunzend Treiben sein,
Einst dient es mit Schinken und Würsten;
Auch daß es unrein, büßt ein Schwein;
Aus seinen „Borsten“ macht man „Bürsten“!



Schlau.

Prinzpal: „Hören Sie mal, Schlemm, warum schreiben
Sie denn in den Aitesten über die Schweizer-Pillen das
Wort ‚Pillen‘ immer mit einem weichen P?“
Schreiber: „Ich — ich dachte, sie kämen vielleicht aus
der sächsischen Schweiz.“

Der Mann mit den Glasaugen.

Seine Jagdgeschichte von T. Sturm.

Man pflegt alten Forstleuten in der Regel nachzusagen, daß sie unter Umständen ein ganz klein wenig aufschneiden. Vielleicht mit Unrecht. Ich weiß das nicht so genau. Bei meinem alten erprobten Freunde, Förster Plunkermann, war dies jedenfalls nicht der Fall.

Er erzählt ja zwar auch Geschichten, tolle Geschichten sogar, aber nur solche, die er wirklich persönlich durchgelebt hatte, und bei solchen ist jeder Verdacht des Aufschneidens ja selbstverständlich ausgeschlossen.

„Wie weit man es durch festen Willen und eiserne Energie im Leben bringen kann, meine lieben Herren, meinte er z. B. kürzlich mal, als wir nach einer sehr ertragreichen Hasenjagd im warmen Waldwirthshause beim Grog saßen, das habe ich so recht überzeugend seiner Zeit an meinem eigenen Forstgehilfen Rehwald erfahren, der leider jetzt schon längst im Grabe ruht, hier wuschte sich der alte ehrliche Plunkermann eine Träne von der Nase, sonst könnte er Ihnen hier noch als lebender Beweis für die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung vor Augen treten!

„Dieser Rehwald also war nämlich leider einäugig auf die Welt gekommen! Da er aber im Uebrigen sonst ein sehr anständiger Charakter war, so nahm ich ihn trotzdem in meine Dienste, machte aber sofort bei seinem Eintritt zur Bedingung, daß er das Versäumte nachholen und sich bei meinem Freunde, dem künstlichen Glasaugenfabrikanten T. in S., von welchem ich schon seit vielen Jahren die vorzüglichsten und absolut natürlichen Augen für die von mir auszu-tropfenden Raubtiere bezog, ebenfalls ein solches Ding einsehen lassen sollte, denn ich habe von jeher darauf gehalten, daß meine Untergebenen sowohl äußerlich anständig aussehen, als auch ein scharfes Auge auf alles werfen, was um sie hergeht!

„Na, das Einsehen des Auges machte dann ja auch weiter keine Schwierigkeiten, und da der junge Rehwald ein Mensch von ungewöhnlicher Energie und Willensstärke war, andere Leute nehme ich überhaupt nicht in meinen Dienst, meine Herren, so gelang es ihm denn auch allmählig durch unermüdeliches Ueben und Probieren es dahin zu bringen, daß er mit seinem künstlichen Auge fast ebenso scharf und

sicher sah, als mit dem natürlichen! Man hat ja ähnliche Beispiele befanntlich auch bei Leuten, die durch irgend einen Unglücksfall ein Bein oder eine Hand eingebüßt haben; ich brauche wohl nur auf Götze von Berkingen zu verweisen mit seiner eisernen Faust. Aber Zähigkeit und Ausdauer gehört allerdings dazu, meine Herren! Eiserne Ausdauer!

„Also schön! — Nun besah aber mein kleiner Rehwald — Gott hab' ihn selig — eine einzige recht üble Gewohn-

heit, die er leider mit manchen anderen Menschen theilte, meine Herren,“ hier nahm Plunkermann einen tüchtigen Schluck Grog zu sich, „er war den geistigen Getränken ein bißchen sehr zugetan! Und so kam es denn, eines schönen Abends, wie er des Guten mal zu viel geleistet hatte, daß er beim Zubettgehen, wo er selbstverständlich stets sein künstliches Auge herauszunehmen und ins Wasser zu legen pflegte, mal in sehr naheliegender Verwechslung der Begriffe, denn er hatte sieben Glas Grog getrunken, meine Herren! sein natürliches Auge herausnahm und dasselbe ins Wasser legte; worauf er dann, schwer bezechet, wie er war, in festen Schlummer, den sogenannten ‚Schlaf des Bezechten‘ verfiel!

„Sie werden es mir erlassen, meine verehrten Herren, den Schmerz und den Kummer zu schildern, welchen ich empfand, als ich meinen braven und überaus tüchtigen Gehilfen am anderen Morgen ganz verzweifelt auf seinem Betttrand sitzen und vor sich hinstarren sah!

„Aber sehen Sie, auch in diesem Fall bewährte sich nun wieder die alte Erfahrung, daß Ausdauer und Zähigkeit stets gute Folgen zeitigen, denn hätte Rehwald nicht vorher mit seinem

Glasaugen mühsam das Sehen erlernt gehabt, so wäre er jetzt total blind gewesen!

„Wie die Sache jedoch lag, ertrug er seinen Verlust mit Manneswürde, ließ sich nach einigen Wochen ein zweites künstliches Auge einsehen, lernte auch mit diesem — in Folge der vorhergegangenen Uebung — bald scharf und sicher sehen und war mir noch Jahre hindurch ein treuer und zuverlässiger Gehilfe, bis ihn leider eine Wildbildebuckel traf und ich ihm selbst beide Glasaugen zugebrückt habe!“

• • Schmeichelei. • •



Lieutenant: „Mein Fräulein, so klein und zart Sie sind, wären Sie doch im Stande, mich in den Himmel zu heben!“

Beschönigt.

— „Sie dürfen mir glauben, meine Herrschaften, alle meine Vorfahren waren tapfere, schwertgerüstete Ritter.“

— „Aber ich meine doch gelesen zu haben, daß einer Ihrer Ahnen ein Minnefänger war.“

— „Oh — ja — aber er dichtete nur geharnischte Sonette.“

Malheur.

— „Da hat mir doch der Optiker einen bösen Streich gespielt. Dadurch, daß er mir eine zu starke Brille gegeben hat, habe ich bei Durchzählung meiner Tageskasse die Lalerstücke für 5 Mark-Stücke gehalten. Nun fehlen mir 30 Mark zur Einlösung des Wechsels!“

Leicht zu erklären.

Kavallerie-Lieutenant: „Was hat denn der Kerl da mit seinem Gaul eigentlich vor? Wahrscheinlich den Satteltgurt zu fest angezogen? Das Tier zittert ja förmlich. Passen Sie doch gefälligst besser auf, Unteroffizier Krause!“

Unteroffizier: „Nichts zu machen, Herr Lieutenant. Der Mann ist nämlich Rossflächter!“

Schlau.

Bauer (zu seiner Frau): „Heut hab' ich aber unseren jeizigen Vader sein reingelegt, ich wollte mir einen Bahn ziehen lassen, und er hat zwei erwischt und jezogen, . . . hab' aber nur einen jezählt!“

Variante.

Er: „Damit das Gewinsel endlich aufhört — fahre in Gottes Namen nach Norden.“

Sie: „O Du Guter, — dafür muß ich Dir einen Kuß geben.“

Er: „Bleib mir vom Leibe mit Deinen Krotodilsküssen!“

Zerstreut.

— Der Herr Professor K., ein gewaltiger Nimrod, ist leider so zerstreut, daß er bei einer großen Illumination auf die Lampen in den Fenstern schießt, in der Meinung, es seien Hasen!

Superlativ.

— „Sind Sie perfekte Köchin?“

— „Plusquamperfekte sogar!“

Misstrauisch.



— „Männchen, laß uns doch hier ein bischen untertreten!“

— „Danke schön — ich möcht' nicht vom Regen in die Traufe kommen!“

Was ist absurd?

Wenn eine „alte Jungfer“ auf die „Jugend“ abonniert.

Wenn ein „Weinhändler“ der erste an der „Spritze“ ist.

Wenn ein „Vegetarier“ sich ins „eigene Fleisch“ schneidet.

Wenn ein „Singerkünstler“ sich „abspesen“ läßt.

Wer den Schaden hat etc.

A.: „Mein Buchhalter hat mich doppelt reingelegt, er ist mit meiner Kasse und mit meiner Frau durchgebrannt.“

B.: „War wohl ein doppelter Buchhalter?“

Der improvisierte Muff.



Der Landbriefträger Stiefelhold im Sommer.



Im Winter.

Neuer Streik.

— In den Küstenstädten bereitet sich ein großer Streik vor. Vor allem sind es die Meerespiegelputzer, welche einen höheren Lohn anstreben.

Trübe Ahnung.



Älterer Schriftsteller: „Sie reichten doch vor einiger Zeit ein den Abend füllendes Stück ein; was ist aus dem geworden?“

Jüngerer Schriftsteller: „Ach, ich — ich glaube, es füllt jetzt etwas anderes.“